

Materialien zur Frauenforschung

Band 10

**Schriftenreihe des
Instituts Frau und Gesellschaft
Goethestraße 29
3000 Hannover 1**

**Herausgegeben von
Christiane Schiersmann und
Robert Schreiber**

**Redaktion
Robert Schreiber**

Hannelore Faulstich-Wieland (Hg.)

Weibliche Identität

Dokumentation der Fachtagung der AG Frauenforschung in
der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft

Kleine Verlag

Weibliche Identität. Dokumentation d. Fach-
tagung d. AG Frauenforschung i. d. DGfE / Faulstich-
Wieland, Hannelore (Hg.) -
Bielefeld: Kleine Verlag GmbH, 1989
(Materialien zur Frauenforschung)
ISBN 3-89370-132-X

Herstellung und Vertrieb:
Kleine Verlag GmbH, Postfach 4822,
4800 Bielefeld 1, Tel.: 05 21 / 1 58 11

Satz: Ellmer, 4902 Bad Salzuflen-Knetterheide

Inhalt

1.	Hannelore Faulstich-Wieland Vorwort	1
2.	Hannelore Faulstich-Wieland Die Arbeitsgruppe Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft	3
3.	Ingeborg Stahr Zur personalen und kollektiven Identität von Frauen	13
4.	Rotraut Hoeppe Kinderwunsch und weibliche Identität	25
5.	Hannelore Faulstich-Wieland Weibliche Identität und technische Entwicklung	37
6.	Margret Kraul Frauenautobiographien und Identität	49
7.	Gabriele Sobiech Körper-Beherrschung und Identitätsentwicklung am Beispiel sportstudierender Frauen	69
8.	Lotte Rose Zur Ambivalenz weiblicher Karrieren am Beispiel junger Kunstturnerinnen	83
9.	Christa Händle Soziale Handlungsprioritäten im Beruf. Befunde aus Fallstudien von Lehrerinnen in der Berufseingangsphase	93
10.	Karin Flaake Weibliche Identität und die Arbeit in der Schule – Lehrerinnenspezifische Weisen der Ausgestaltung des Berufs	113
11.	Steffani Engler / Barbara Friebertshäuser Zwischen Kantine und WG Studienanfang in Elektrotechnik und Erziehungswissenschaften	123
12.	Ingeborg Stahr Zur Entwicklung personaler und kollektiver Identität einer Hochschulsekretärin	137

3.

Ingeborg Stahr

Zur personalen und kollektiven Identität von Frauen

1. Theoretische Grundlagen von Identitätsbildungsprozessen

Der Identitätsbegriff ist um die Jahrhundertwende entstanden, in einer Zeit, in der unsere Gesellschaft erheblich an Komplexität gewann und traditionelle Rollenvorstellungen aufbrachen. Die festgefügteten Strukturen ständischer Lebensformen gingen mit der zunehmenden Industrialisierung und Entwicklung der Weltwirtschaft verloren. In einer Gesellschaft, die einer zunehmenden, strukturellen Differenzierung und Pluralisierung von Rollen (Parsons) unterliegt, wurde die Frage nach der Identität erst relevant.

Der Identitätsbegriff, der sich auf dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Veränderungen entwickelte, ist in diesem Sinne nicht nur ein *Krisenbegriff*, der sich auf den Zerfall bestehender Strukturen und "Ganzheiten" im Erleben von Alltagswelt bezieht, sondern er wendet sich zugleich kritisch gegen die Vorstellungen eines unwandelbaren biologisch determinierten Weltbildes. George Herbert Mead (1934), einer der Väter des symbolischen Interaktionismus, hat in der Entwicklung seiner Theorie der sprachlichen Symbole auf die Veränderbarkeit von Mensch und Gesellschaft in ihrem gegenseitigen Bedingungs Zusammenhang aufmerksam gemacht.

Dieser gesellschaftskritische Ansatz eines sozialpsychologischen Identitätsbegriffs wurde in Deutschland vor allem von Krappmann (1969) und Habermas (1968, 1976) aufgegriffen und unter Einbeziehung des Aspektes der Herrschaftskritik weiterentwickelt.

Die von Krappmann entwickelte Vorstellung der balancierenden Ich-Identität unterstellt nicht Harmonie – wie Adorno sie im Identitätsbegriff angelegt sieht (Adorno 195, S. 29ff) –,

"sondern die Struktur der Interaktionsprozesse verlangt gerade, divergierende und widersprüchliche Erwartungen, unzureichende Bedürfnisbefriedigung und nicht voll gelingende Versuche der Übersetzung subjektiver Interpretationen und Intentionen auszuhalten und nicht zu verdrängen. Dies ist nicht

erforderlich, weil der Mensch sich mit den Verhältnissen abfinden müßte, sondern weil nur auf diese Weise ein Handlungsspielraum geschaffen wird. Der strukturelle Zwang, Diskrepanzen zu überbrücken, führt zugleich zur Kritik unzufriedenstellender Verhältnisse." (Krappmann 1982, S. 30)

Auf der Grundlage dieses Interaktionskonzeptes – das orientiert ist am Prinzip des herrschaftsfreien Dialogs – wird der Identitätsbildungsprozeß als Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderung begriffen.

Grundlage dieser Konzeption ist die Vorstellung, daß der menschliche Entwicklungsprozeß von einer Aufeinanderfolge von **Krisen und Konfliktsituationen** bestimmt ist. Die Erfahrung der Überwindung dieser Krisen soll den Prozeß der Identitäts- und Persönlichkeitsbildung in Richtung auf zunehmende Autonomie und Unabhängigkeit und damit auch Kritikfähigkeit gegenüber bestehenden Norm- und Herrschaftsmechanismen bestimmen (Habermas 1976, S. 67). Vielzu wenig Beachtung wird hierbei allerdings m.E.n. der Phase der Überwindung und Bewältigung von Krisen und Konflikten und dem daraus resultierenden Gefühl von Erfolg und Befriedigung geschenkt, einer **Periode der Konsolidierung und Stabilisierung** der Persönlichkeit. Erst diese Phase, in der die zuvor divergierenden Kräfte in einen entscheidenden Handlungsimpuls übergegangen und insofern gelöst werden konnten, bringen die Dialektik von **Anspannung** und **Entspannung** wieder in eine **Balance**, die für eine gesunde menschliche Entwicklung notwendig ist. In der Gestalttherapie wird in diesem Zusammenhang vom "Schließen einer Gestalt" gesprochen, wobei die Krise ein ungelöster Konflikt oder eine offene Situation, als offene Gestalt begriffen wird, die nach einer Lösung drängt. Meiner Meinung nach ist der Begriff der "**Gestalt**" durchaus dazu geeignet, nicht nur psychische, sondern auch umfassendere sozialpsychologische Phänomene zu beschreiben.

In der Tradition der humanistischen Psychologie stehend, ist in der Gestalttherapie die andere Seite des Identitätsbildungsprozesses weiterentwickelt worden, nämlich die, die nach Lösung und Integration strebt. Das hat besonders dieser Richtung (in Anknüpfung an die Kritik des symbolischen Interaktionismus) den Harmonievorwurf eingebracht. Das Ziel der **integrierten Persönlichkeit** ist deshalb jedoch nicht zu verwerfen. Krise und Integration wirken als sich ergänzende Kräfte in einem lebenslangen Prozeß der Identitätsbildung zusammen. Er läßt sich als eine **wellenförmige Bewegung** beschreiben, in der die Krise von einer Integrations- und Konsolidierungsphase abgelöst wird. Ist dies nicht der Fall, hat das für Körper, Geist und Psyche pathologische Folgen.

Zu einem Identitätskonzept gehört schließlich auch eine biographische Sichtweise. Aus der Perspektive der gegenwärtigen Handlungssituation erscheint die Vergangenheit dann als eine plausible Abfolge von Ereignissen, die als Szenen im Körper gespeichert werden. Das Individuum stellt in der Retrospektive zwischen diesen Szenen¹ Handlungs- und Entwicklungszusammenhänge her, die die eigene Biographie in einer gewissen Konsistenz und Ganzheitlichkeit erscheinen lassen. Das Leben ist jedoch nicht nur Geschichte, sondern auch Entwurf für die Zukunft, d.h. der Identitätsbildungsprozeß findet **mit Blick auf das Lebensganze** statt. Er umfaßt Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und erfüllt den Lebensentwurf erst aus der Interpretation dieses Gesamtzusammenhangs mit Sinn (Petzold 1984, S. 95 u. 104). Insofern gehen in den zukünftigen Lebensentwurf die Erfahrungen der Vergangenheit stets mit ein (Krappmann 1982, S. 9). Identitätsbildung läßt sich in diesem Sinne als ein

Prozeß bestimmen, in dem es nicht um die Überwindung früherer und den Aufbau jeweils neuer Identitäten geht (Strauss 1968, S. 97 ff. u. Döbert u.a.1977, S. 15), sondern um eine kontinuierliche und fließende Bewegung der *Selbsterkenntnis und Selbstverortung im Lebenskontext*.

Dieser Prozeß vollzieht sich interaktiv; er macht sich aber nicht nur an rationalen, verbalsprachlichen Phänomenen fest, wie dies im Diskursmodell von Krappmann und Habermas der Fall ist, sondern erfolgt in der Integration von Leiblichkeit, Emotionalität und Rationalität im situativen Kontext subjektiver Lebenswelt.

Ein Identitätskonzept, das nicht abstrakt bleiben, sondern für eine empirische Sozialisationsforschung und -theorie fruchtbar werden will, muß an diese Form der Selbstidentifikation des Subjekts mit seinen Erfahrungen, Handlungsfeldern, Lebenskontexten und Bezugspersonen anknüpfen.

Nur eine solche, "sich identifizierende Identität" (Reichwein) mit einer streng subjektivistischen Sichtweise kann für den Entwurf einer Sozialisationstheorie relevant sein, wie sie bereits G.H. Mead gemeint hat. Hier stimme ich Reichwein zu. "Sie ist letztlich nur über die Selbstdarstellung der Subjekte in intentionalen, verbalen und nonverbalen Handlungen faßbar, mit denen sie sich gegenüber sich selbst und anderen festlegen und abgrenzen. Sie kann aber auch in der Gewichtung und Rangordnung von Interaktions- und Persönlichkeitsbereichen zum Ausdruck kommen sowie in der Übertragung und Generalisierung von praktischen verbindlichen Deutungskategorien (codes) und Deutungsmustern (frames ...) aus primär bedeutsamen Interaktionsbereichen auf andere, weniger wichtige" (Reichwein 1981, S. 112). Diese theoretische Festlegung ist auch für die methodische Vorgehensweise im Hinblick auf die Erfassung und Interpretation von Identitätsbildungsprozessen relevant und macht den Rückgriff auf qualitative Forschungsmethoden wie Tiefeninterviews und andere Formen subjektiver Selbstzeugnisse notwendig².

Nach diesen grundlegenden Gedanken zur theoretischen Verortung von Identitätsbildungsprozessen möchte ich auf feministische Ansätze zur Identitätsentwicklung eingehen.

2. Feministische Ansätze zu Identitätsbildungsprozessen

Wie ich bereits erwähnte, beschreibt Habermas Autonomie als entscheidende Entwicklungsrichtung und Entwicklungsziel von Bildungs- und Identitätsbildungsprozessen (Habermas 1976, S. 68). Er beruft sich dabei auf die analytische Ich-Psychologie von H.S. Sullivan und Erikson, aber auch auf die kognitivistische Entwicklungspsychologie von Piaget und Kohlberg (Dass. S. 67).

Orientiert an Vertreterinnen der Psychoanalyse (Chasseguet-Smirgel, Jakobsen, Mahler, Mitscherlich etc.), haben die Soziologin Nancy Chodorow (1985) und die Moralpsychologin Carol Gilligan (1984) kritisiert, daß sich diese Entwicklungsmodelle ausschließlich am Ziel

wachsender Autonomie orientieren und damit typisch männliche Lebensverläufe zugrundelegen. Sie halten diesen Modellen entgegen, daß Mädchen eine andere Entwicklung vollziehen, da sie sich aus der Identifizierung mit der Mutter als gleichgeschlechtlichem Elternteil nie ganz lösen. Darin wird der Grund gesehen, warum Mädchen in der Bildung ihrer Geschlechtsidentität Orientierungen entwickeln, die sich – anders als bei Jungen – stärker an Bindung und Fürsorglichkeit orientieren als an Ablösung und Autonomie.

Diese Orientierung von Mädchen und Frauen – und hierin liegt ebenfalls ein Unterschied zu sämtlichen vorangehenden entwicklungstheoretischen Modellen – wird von den Feministinnen nicht mehr als Defizit und Mangel im Entwicklungsprozeß begriffen, sondern als eine andere Lebenseinstellung und Handlungsorientierung positiv gewertet. Ein Entwicklungsmodell, das sowohl die "männlichen" als auch "weiblichen" Formen der Sozialisation gleichermaßen berücksichtigt, muß beide Entwicklungsrichtungen einbeziehen, Bindung und Ablösung bzw. Autonomie.

Gilligan hat von diesen – von den Psychoanalytikerinnen gekennzeichneten unterschiedlichen Entwicklungsverläufen – auch auf eine unterschiedliche Moralentwicklung bei Jungen und Mädchen bzw. Männern und Frauen geschlossen. Beide sprechen aufgrund ihrer unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen und Lebenswelten eine "andere Sprache". Mädchen sollen demnach mehr an einer Ethik der Verbundenheit orientiert sein. Für den Identitätsbildungsprozeß, der mit diesen Entwicklungen eng verbunden ist, bedeutet dies, daß er theoretisch um das Erlebnis der wechselseitigen Verbundenheit erweitert und neu interpretiert werden muß (Gilligan 1984, S. 211).

Friedrich Schweitzer hat in seiner Darstellung der verschiedenen sozialpsychologischen Ansätze des Identitätsbegriffs und der Frage nach ihrer Relevanz für die Pädagogik die Einseitigkeit und die nur an Individuation ausgerichteten Ansätze kritisiert (Schweitzer 1985, S. 68f.). Den Grund dafür sieht er in der Zunahme gesellschaftlicher Zwänge und der Herausbildung systemhafter Institutionen. Sie bewirkten, daß die Aufmerksamkeit in wachsendem Maße auf Identitätskrisen gelenkt werde, die sich mit den Möglichkeiten der *individuellen* Selbstverwirklichung befassen. Die schon von G.H. Mead vorgenommene Unterscheidung in personale – auf individuelle Entfaltung hin orientierte – und soziale – auf kollektive Beziehungen hin orientierte – Identität, wurde weitestgehend vernachlässigt. Obwohl u.a. Goffman, Habermas und auch Krappmann diese Unterscheidung aufgegriffen haben, wurde sie begrifflich und interpretatorisch nicht weitergehend differenziert und präzisiert. Personale und soziale Identität wurden von ihnen in der Konzeption des integrativen Selbst- bzw. der Ich-Identität wieder zusammengefügt, ohne daß zuvor ihre empirische Relevanz überprüft wurde.

Reichwein macht auf die große Bedeutung dieser beiden Identitätsbegriffe insbesondere für die Hochschulsozialisationsforschung aufmerksam. Unabhängig von der methodologischen und inhaltlichen Kritik am Interaktionismus bzw. seines Identitätskonzeptes spricht er für das Wiederaufgreifen dieser Differenzierung, daß personale Identität und soziale Identität in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft prinzipiell auseinanderfallen und nicht problemlos und konfliktfrei in einer (Ich-)Identität zu integrieren seien. Schon das allein mache das interaktionistische Identitätskonzept zu einem wichtigen Ausgangspunkt für die Erforschung von Sozialisationsprozessen in unserer Gesellschaft und für eine Sozialisationstheorie, die den gesellschaftlichen Widersprüchen angemessen wäre (Reichwein 1981, S. 109).

Auch die erwähnten feministischen Forschungsergebnisse zur Entwicklung eines Identitätskonzeptes von Männern und Frauen legen es nahe, die Unterscheidung personaler und kollektiver (sozialer) Identität beizubehalten. Damit gewänne eine Reformulierung dieses Ansatzes unter Einbeziehung der Frage nach der Geschlechterdifferenz eine neue Bedeutung und müßte in diesem Sinne präzisiert werden.

3. Zum Begriff der personalen und sozialen Identität

Personale Identität (p.I.) ist nach Goffman (1967), Habermas (1968) und Krappmann (1969) vor allem als biographische Identität definiert worden, die sich in der vertikalen Zeitdimension konstituiert. P.I. beinhaltet die lebensgeschichtliche Perspektive eines Menschen und ist daher einmalig. Die soziale Identität (s.I.) bezieht sich demgegenüber auf eine mehr oder weniger äußerliche Konformität mit den jeweils aktuellen allgemeinen Verhaltenserwartungen anderer, dient dem Prozeß der sozialen Verortung gleichsam auf einer horizontalen Zeitdimension (z.B. Krappmann 1982, S. 78 f). Beide, p.I. und s.I., stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander, wobei das wichtigste Ziel für die Herausbildung von Ich-Identität ist, eine Balance zwischen beiden herzustellen.

Sehen wir einmal vom Begriff der Ich-Identität ab, so stellt Reichwein m.E.n. richtig fest, daß für die s.I. ebenso der Aspekt der Selbstidentifikation berücksichtigt werden müßte, wie dies bei der Darstellung der p.I. der Fall ist. Weiterhin müßte auch die s.I. im zeitlichen Kontinuum von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtet werden (Reichwein 1981, S. 114).

Reichwein präzisiert die s.I. als einen Begriff, der sich am ehesten mit dem des sozialen Status sowie der wenigen sozialen Positionsrollen in der Sozialstruktur verbindet, die für das Individuum so bedeutsam sind, daß sie gegenüber anderen Rollen Priorität erlangen. Als Beispiele führt er etwa Geschlechts- und Autoritätsrollen aus der kindlichen Sozialisation, aber auch Rollen in Arbeit und Beruf an (Dass. S. 115 f). Als s.I. wird also das charakterisiert, was ein Individuum mit anderen Menschen gemeinsam hat und teilt. Reichwein meint, daß sie sich vor allem im Bereich des rational-planenden Verhaltens, der öffentlichen Sozialbeziehungen und der beruflichen Arbeit vollziehe. Die Entwicklung s.I. verortet er daher im gesellschaftlich-öffentlichen Raum, der durch personenferne Erfahrungsgehalte und Aktivitäten bestimmt ist. Die p.I., als das Besondere und Einmalige eines Menschen, entfalte sich demgegenüber im sozialen Intimbereich. Sie sei auf das emotional-affektive Erleben der intimen Sozialbeziehungen und die Sexualität zu beziehen. P.I. ist dann vor allem durch leibliche und personale Erlebnis- und Erfahrungsgehalte gekennzeichnet. (Dass. S. 115 f). Auch für Frauen würde die Unterscheidung in dieser Form zutreffen, stellt Reichwein ausdrücklich fest. (Dass. S. 116). Frauen müßten – bezogen auf ihre traditionellen Lebensbereiche – demnach also eher p.I. entwickeln, während Männer s.I. herausbilden.

Die erwähnten feministischen Forscherinnen kommen nun aber gerade zu einem entgegengesetzten Ergebnis, wenn man die Orientierung an Verbundenheit und Fürsorge als s.I. inter-

pretiert. Sollen die Begriffe der p.I. und der s.I. dennoch nicht verworfen werden, so müssen sie so umformuliert werden, daß sie männliche und weibliche Sozialisations- und Entwicklungsprozesse angemessen erklären können.

Ich halte es daher nicht nur für problematisch, die s.I. mit dem öffentlichen und die p.I. mit dem privaten Raum zu identifizieren, sondern halte es auch für notwendig, den Rollenbegriff in Frage zu stellen. Identitätsbildungsprozesse an einer theoretischen Konstruktion wie der sozialen Rolle festzumachen, birgt die Gefahr in sich, daß hierin Klischees und manifeste Verhaltensvorstellungen und damit auch Geschlechterideologien erhalten bleiben. Der Terminus der Geschlechtsrolle, der sich mit sämtlichen weiblichen Rollenklischees verbindet, läßt beispielsweise nicht zu, Identitätsbildungsprozesse von Frauen zu beschreiben, die diesem Bild nicht entsprechen. Sie erscheinen gleich als Abweichung, d.h. unweiblich, dem weiblichen Geschlecht nicht angemessene Verhaltensweisen. Damit wird die Vielfalt subjektiver Entfaltungspotentiale, die es gerade gilt bei Frauen zu entdecken, überdeckt. Ich möchte mich daher noch einem anderen Modell von Identitätsbildung und Persönlichkeitsentwicklung zuwenden, ohne dabei den Ansatz p. und s.I. aus dem Auge zu verlieren.

4. Zentrale Bereiche des Identitätsbildungsprozesses

Statt einer Focussierung auf Rollen, halte ich die von Petzold (1984, S. 89) in seinem Identitätskonzept entwickelten fünf Bereiche ("Säulen") – der leib- und körperbezogene Bereich, das soziale Netzwerk, Arbeit und Leistung, materielle Bedingungen, Werte, Normen und Moralvorstellungen – zur Beschreibung von Identitätsbildungsprozessen für besonders relevant. Ich habe sie mit Bezug auf meine vorangehenden Darstellungen präzisiert sowie inhaltlich ergänzt und erweitert. Es handelt sich hierbei um primär bedeutsame Interaktionsbereiche, die – abhängig von Kontext und Situation – quasi die Identität "tragen". Alle fünf Bereiche entwickeln sich nach Petzolds Vorstellungen in einem dialektischen Verhältnis von Identifikation und Identifizierung, d.h. die Konstituierung von Identität entsteht in der Doppelgesichtigkeit von 'ich sehe mich *selbst*' und 'ich werde von *anderen* gesehen' (Ders. S.83 u. 89). Wir haben also auch hier wieder die im Symbolischen Interaktionismus entwickelten zwei Seiten des Interaktionsprozesses Ego und Alter, wobei Alter als die Sichtweise und Verhaltenserwartungen Anderer, immer in den Prozeß der Selbstidentifikation mit eingeht. Auch Petzold beschreibt diesen Vorgang nicht als einen rein rational-sprachlichen, sondern ganzheitlichen, Körper, Geist und Psyche einbeziehenden Prozeß.

Ein weiterer, wichtiger Aspekt, den Petzold in seinem Identitätskonzept aufgreift, ist die Kontextgebundenheit von Identitätsbildung im interaktionalen Prozeß. Kontext heißt für ihn nicht nur sozialer, sondern auch ökologischer³ Lebensraum und bezieht materielle Lebensbedingungen in den Identitätsbildungsprozeß mit ein. Damit geht er über das humanistische Konzept der Vertreter des Symbolischen Interaktionismus i.S. eines auf die zwischenmenschliche Kommunikation beschränkten Interaktionsprozesses hinaus.

Obwohl Petzold neben der individuellen Verortung des Subjekts immer wieder auf die Kollektivierung von Identität verweist, so bleiben diese beiden Seiten des Identitätsbildungsprozesses trotz Erweiterung durch den Kontextbegriff diffus. Ähnliches gilt für die Dynamisierung des Zeitbegriffs, der zwar plausibel macht, daß Identität nur mit Blick auf das Lebensganze im zeitlichen Kontinuum von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sinnvoll wird, doch auch hier fehlt eine Präzisierung personaler und kollektiver Identitätsleistungen.

Bleiben wir bei einer streng subjektivistischen Sicht, so kann soziale I. nicht nur im Sinne von Identifizierung (Ich werde von Anderen gesehen) gemeint sein, sondern entwickelt sich auf dem gesamten Hintergrund personeller Voraussetzungen und materieller Bedingungen und der darüber vermittelten Symbole, Bedeutungsgehalte und Deutungsmuster für das Individuum. In der materiellen und sozialen Umwelt repräsentiert sich die historisch gewonnene Erfahrung von Generationen. Sie materialisiert sich in Gegenständen unseres alltäglichen Lebens sowie in konkreten Deutungs- und Handlungsmustern der Individuen (wie z.B. gesellschaftliche Hierarchien, Klischees, Stereotypen, Wert- und Normvorstellungen allgemein). S.I., die sich in diesem Sinne auf dem Hintergrund der materiellen und sozialen Lebenswelt entwickelt, stellt damit den kollektiven Bezugsrahmen und Hintergrund für die Entwicklung der p.I. – der Einzigartigkeit des Individuums – dar. Diese Aneignungsform ist dann eher passiv und unbewußt. Wird das Beziehungsgefüge zur sozialen und materiellen Umwelt bewußt zu einem Erleben des Mit-anderen-Seins in einem bestimmten Kontext, so tritt die s.I. in den Vordergrund. Die p.I., die Individualität des Einzelnen wird damit Hintergrund und Folie für die Entwicklung kollektiver und gemeinsamer Erfahrung. Das sich so immer wieder aufs Neue ausbalancierende Verhältnis von s.I. und p. I. ist also nicht ein Prozeß, in dem es um das permanente und gleichzeitige Gleichgewicht zweier Seiten geht – dem Bild einer Waage entsprechend – sondern um eine dynamische Bewegung, in der – wie auf einer Bühne – einmal der eine und ein anderes Mal der andere Aspekt in den Vordergrund rückt. Diese Bewegung im Prozeß der Identitätsbildung erfordert Abgrenzung und Kontakt zugleich.

In diesem Sinne möchte ich nun die bereits erwähnten Identitätsbereiche präzisieren. Ich ergänze die in Anlehnung an Petzold (1984, S. 89) genannten fünf Bereiche damit nicht nur jeweils um ihre personale und kollektive Komponente, sondern füge zusätzlich einen mir ebenfalls sehr wichtig erscheinenden sechsten Identitätsbereich "Umgang mit Macht und Herrschaft" hinzu (vgl. Bereich 6). Alle sechs Identitätsbereiche wirken zusammen und müssen miteinander ausbalanciert werden, wobei permanent Schwerpunktsetzungen und Akzentverschiebungen stattfinden.

(1) Der leib- und körperbezogene Bereich.

Als personale I. entfaltet er sich als eine Gewißheit der Einzigartigkeit des eigenen Leibes, als 'my body'. 'My body' beinhaltet das subjektive Körpergefühl unter Einbeziehung der Aspekte von Sexualität und Gesundheit im Kontext der eigenen Lebensgeschichte und der konkreten Lebenswelt.

Die s.I. in der Dimension des Leibes ist das Erkennen und Fühlen von Gemeinsamkeiten in der Entwicklung und Ausprägung des Körpers. Dazu gehören die konstitutionellen und sexuellen Ausprägung des Geschlechts, ähnliche körperliche Symptome und Krankheitsformen und kollektivierende Erfahrungen der Lebendigkeit des Leibes im biographischen und situativen Kontext.

Beide Seiten des leiblich-körperlichen Erlebens bedingen sich gegenseitig und wechseln jeweils abhängig von geschichtlicher Situation und Lebenswelt zwischen Vordergrund und Hintergrund im subjektiven Geschehen.

(2) In ähnlicher Weise immer wieder neu ausbalanciert und ins Verhältnis gesetzt, werden auch die personalen und sozialen Aspekte der Identität im Bereich des *sozialen Netzwerkes*. P.I. entwickelt sich auf dem Hintergrund eines sozialen Beziehungsgeflechtes, das zunächst in der Zweierbeziehung von Mutter und Kind besteht und dann eine Erweiterung um Familie, Freunde, Beziehungen in Kindergarten, Schule, Ausbildung und Beruf erfährt. In der p.I. drückt sich in diesem Bereich die Einzigartigkeit aus, die das Individuum in seinen Beziehungen zu seiner Umwelt charakterisiert und in seinem Selbstgefühl bestimmt.

In der sozialen I. sind demgegenüber Gefühl und Bewußtsein über die soziale Eingebundenheit in eine bestimmte Gruppe zentral. Das Individuum identifiziert sich aus seiner eigenen Sicht mit bestimmten Personen oder Merkmalen anderer. Es kann sich positiv und solidarisch auf eine Gemeinschaft beziehen oder auch negativ davon abgrenzen. In jedem Fall besteht die Balance von p. und s. I. darin, sich in der Beziehung zu Anderen in seiner Individualität nicht zu verlieren, d.h. sich als Einzelne/r in der Gruppe und als Gruppe in einem größeren Kontext abgrenzen zu können. Petzold beschreibt das damit verbundene Identitätserleben als "Koexistenz" (Petzold 1984, S. 88).

(3) *Arbeit und Leistung* ist ebenfalls ein ganz zentraler Bereich, der für die Identitätsbildung konstitutiv ist. In Tätigkeit und Arbeit erkennt und verwirklicht sich das Individuum sowohl in seiner individuellen wie auch in seiner kollektiven Form. Arbeit und Leistung werden vor allem von inhaltlichen und motivationalen Gesichtspunkten beeinflusst. Arbeit und Leistung beziehen sich sowohl auf den privaten wie auf den öffentlichen Raum. Die Lebensverläufe von Männern und Frauen zeigen, daß die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitskontexte in Haushalt, Freizeit und Beruf nicht getrennt voneinander betrachtet werden dürfen, sondern in einem strukturell-inhaltlichen wie zeitlichen Kontinuum miteinander in Beziehung stehen.

(4) *Materielle Bedingungen*. Dieser Bereich umfaßt die ökonomischen und ökologischen Bedingungen, unter denen der Mensch aufwächst. In der Interaktion mit der materialen Umwelt bildet das Individuum p. und s. I. aus. Milieubedingte, aber auch schicht- und kulturspezifische sowie historisch bedingte äußere Lebensbedingungen sind konstitutiv für Lebensgefühl, Aspirationsniveau, reale und phantasierte Handlungsspielräume die sich für den Einzelnen ergeben. Die materiellen Bedingungen charakterisieren ihn als Einzelindividuum in seiner Einmaligkeit ebenso wie z.B. als Teil einer bestimmten Schicht eines bestimmten Milieus, einer bestimmten Zeit. Die ökonomischen Bedingungen wie Einkommen, Besitz aber auch regionale wie Stadt oder Land, Wohnumwelt, Räumlichkeiten tragen Sinngelalte bestimmter Lebenswelten, die für die Herausbildung von p. und s.I. entscheidend sind. Das eigene Einkommen, für viele Frauen und Männer oft das erste äußere Symbol für persönliche Unabhängigkeit, spielt hier beispielsweise eine große Rolle.

(5) Der fünfte Bereich ist durch *Werte, Normen und Moralvorstellungen* gekennzeichnet. Wie bedeutsam sie für Identitätsbildungsprozesse sind, haben besonders die Vertreterinnen der kognitiven Psychologie und im Speziellen die Moralpsychologinnen gezeigt. Das Gefühl

und der Eindruck der subjektiven Eigenständigkeit (p.I.) im Hinblick auf die eigene Werte- und Normwelt, Lebensvorstellungen und Sinnerleben entwickeln sich auf dem Hintergrund der bewußten Auseinandersetzung, Loslösung oder Akzeptanz, biographisch erworbener traditioneller Moralvorstellungen. Werte und Normen sind kontext- und situationsgebunden. Sie entstehen nicht nur im Prozeß von Loslösung und Autonomie, sondern auch in der Hinwendung zu neuen individuellen und kollektiven Orientierungen.

(6) *Umgang mit Macht und Herrschaft.* Neben den von Petzold angegebenen fünf Bereichen halte ich diesen ebenfalls für sehr bedeutsam im Identitätsbildungsprozeß, denn der Umgang mit Macht und Herrschaft signalisiert, wo sich das Individuum in unserer hierarchisch aufgebauten Gesellschaft jeweils in seiner individuellen und kollektiven Zuordnung verortet. Der Machtbegriff hat im psychoanalytischen, sozialpsychologischen, soziologischen und politikwissenschaftlichen Diskurs eine unterschiedliche Bedeutung. Er kann sich auf die mehr informellen Strukturen im familialen Kontext oder auf Bereiche ökonomischer und gesellschaftlicher Macht, Beruf und Politik beziehen. Wenn einige PsychoanalytikerInnen beispielsweise auf die Macht der Mütter verweisen, ist damit in keiner Weise die gesellschaftliche Stellung von Frauen im Beruf und im öffentlichen Leben erfaßt. Der Umgang mit Macht und Herrschaft auf dem Hintergrund geschlechtsspezifischer Perspektive wirft vor allem die Frage auf, inwieweit Frauen sich als Opfer oder Mittäterinnen ihrer gesellschaftlich unterprivilegierten Stellung begreifen und inwieweit sie an den herrschenden Formen von Macht überhaupt teilhaben wollen.

5. Die Kategorie Geschlecht als Grundlage für die Entwicklung eines erkenntnisleitenden Interesses

Der Anspruch, einen gesellschaftskritischen Identitätsbegriff zu formulieren, der das hierarchische Verhältnis zwischen den Geschlechtern berücksichtigt, führt zur Frage der normativen Implikationen eines solchen Ansatzes. In einer Gesellschaft, in der das eine – nämlich männliche – Geschlecht das andere – weibliche – Geschlecht ökonomisch, psychisch, moralisch, emotional und körperlich beherrscht, reicht eine Sozialisationstheorie, die vom Ideal des herrschaftsfreien Dialogs ausgeht, ohne die Kategorie Geschlecht zu berücksichtigen, nicht aus. Daher müßte sich ein identitätstheoretischer Ansatz, der das Geschlechterverhältnis (mit)reflektiert, an dem erkenntnisleitenden Interesse einer feministischen⁴ Utopie orientieren. Die in ihr entwickelte Perspektive sollte sowohl die Gleichwertigkeit und gleichberechtigte Koexistenz der Geschlechter als auch die Anerkennung der individuellen Verschiedenartigkeit in der leiblichen Einheit von Körper, Geist und Psyche berücksichtigen. Beide Perspektiven bedingen sich dann wechselseitig.

Wo gibt es nun konkrete Hinweise für die Möglichkeit einer derart gerichteten Handlungsorientierung von Frauen? Je mehr und je stärker Frauen ihre gesellschaftliche Gleichstellung

und gleichwertige Anerkennung einklagen, desto stärker werden auch die Widersprüche zwischen den patriarchalischen Institutionen und der weiblichen Lebenswelt sichtbar. Obwohl Weiblichkeitsstereotypen und Klischees durch den Aufbruch der Frauen immer mehr an Realitätsgehalt verlieren, ist ihr resistentes Weiterbestehen doch erstaunlich. Gudrun Axeli Knapp sieht in diesem "Beschwören von Wunschbildern" eine ideologische Verdeckungsfunktion des stetigen "Ungeschehenmachens" und "Ungesehenmachens" von Realerfahrung (Knapp 1987, S. 266).

Knapp geht davon aus, daß in diesem Vorgang der gesellschaftlichen Produktion von 'Legitimation' sozusagen ein Überschuß, ein 'Mehr' wurzele, was auch als 'implizites Wissen' (Dass.) bezeichnet werden kann. Dieses Wissen ist etwas, was nicht in Worte gefaßt werden kann. Und dennoch ist es da und ich würde es erweitern um die Dimension des Intuitiven und des Gefühls, was in der Verborgenheit unseres Leibes mitschwingt. Es ist der Prozeß der 'unterschwelliger Wahrnehmung', die sich auf das bezieht, was bei und an Frauen gesellschaftlich unsichtbar gemacht werden soll. Frauen 'wissen' und 'spüren' (implizit), daß ihre Entfaltungspotentiale andere und breitere sind, als ihnen gesellschaftlich vermittelt und zugestanden wird. Dieses in der Leiblichkeit von Frauen gespeicherte 'Wissen' ist tendenziell gynozentrisch, denn es verweist auf die über Generationen hin ausgetauschten und weitergegebenen Erfahrungen von Frauen. Das 'Wissen' unserer Mütter ist hierzu ein lebendiger Beleg.

Doch für die Gestaltung unseres Lebensalltags hat es durchaus eine widersprüchliche Funktion: Denn das (wenn mitunter auch nur unterschwellige) subjektive Gewahrwerden der patriarchalischen Herrschaftsverhältnisse, in denen wir leben, bringt Anpassungs- und Distanzierungsprozesse zugleich hervor. So kann es diese gesellschaftlichen Verhältnisse sowohl stützen als auch Ressourcen und Suchbewegungen zu seiner Kritik hervorbringen.

Ich bin der Meinung, daß es auch zwischen diesen beiden Seiten des 'impliziten Wissens und Spürens' eine Balance gibt, die jede Frau – ich beziehe mich hier nur auf das weibliche Geschlecht – für sich finden muß. Denn im Prozeß der Selbstfindung und gesellschaftlichen, d.h. auch kollektiven Neuverortung, der Bildung von p. und s.I., können die traditionellen Strukturen nicht einfach abgelegt werden. Sie sind wie eingebraunt ins individuelle Schicksal. Geschlechterstereotypen und Rollenvorstellungen stellen Ordnungen her, die nicht nur Zwang und Begrenzung individueller Kompetenzentwicklung bedeuten; sie stellen auch ein stabilisierendes Element in Verbindung mit der eigenen Geschichte dar, die Halt und Stütze im Prozeß der Neu- und Umorientierung, der Veränderung von Lebensplan und Lebenssinn gibt.

Wenn ich im letzten Beitrag dieses Readers versuche, Identitätsbildungsprozesse von Frauen im Hochschulbereich empirisch zu erfassen, so geschieht dies allerdings im Interesse des Auffindens solcher Such- und Aufbruchsbewegungen von Frauen, die zum Abbau patriarchaler Herrschaft beitragen. Dies ist nicht immer einfach und eindeutig zu erkennen, denn der subjektive Sinn, der in individuellen Handlungen und Orientierungen zum Ausdruck kommt, ist in seiner gesellschaftlichen Bedeutung mitunter nur schwer einzuschätzen.

Personale und soziale Identität werden damit ebenfalls einer Bewertung unterzogen und werden nicht als 'freischwebende' Elemente eines – egal mit welchem gesellschaftspolitischen Anspruch verbundenen – innerpsychischen Gleichgewichtszustandes verstanden.

P.I. als die Fähigkeit, sich in seinem Lebensganzen zu begreifen und sich als eigenständiges, von anderen abgegrenztes Individuum zu verstehen, wird als zentrale Voraussetzung dafür gesehen, Unterschiede zwischen Menschen und Menschengruppen zu erkennen und zu erleben und auf der Grundlage dieser relativen Unabhängigkeit sich gegenüber geschlechtsspezifischen Nonnvorstellungen und Handlungszwängen abzugrenzen. Dies erscheint mir eine der wichtigsten Voraussetzungen, um das unaussprechbare, intuitive Wissen und Spüren von Frauen gesellschaftlich sichtbar und wirksam werden zu lassen.

S.I. entwickelt sich zwar häufig als ein Bewußtsein dessen, was frau mit anderen Frauen gemeinsam hat. Doch diese Identifizierung mit Vertreterinnen oder auch spezifischen "Fähigkeiten" des eigenen Geschlechts werden oft negativ bewertet. Frau grenzt sich negativ davon ab, weil sie sich vielleicht davon verspricht, auf diese Art und Weise von den Diskriminierungen des Patriarchats verschont zu bleiben und an der Macht der Männer besser partizipieren zu können. S.I. im Interesse der Aufhebung der Geschlechterhierarchie würde hingegen auf mehr Solidarität zwischen Frauen und mit Frauen zielen. In der Analyse des empirischen Materials geht es mir also vor allem um das Aufspüren solcher – im positiven Sinne – Frauen verbindender Deutungs- und Handlungsmuster.

Werden die beiden Pole der personalen und sozialen Identität in diesem Sinne erweitert, so kann dieser identitätstheoretische Ansatz zum Ausgangs- und Bindeglied einer Sozialisations- und Bildungstheorie werden, die individuelle und kollektiv-soziale Persönlichkeitsentwicklungsprozesse von Frauen miteinander verbindet, ohne z.B. in den Funktionalismus des symbolischen Interaktionismus oder der Rollentheorie zurückzufallen.

Anmerkungen

1. Überwiegend werden Konfliktsituationen gespeichert, von denen zentrale Handlungsimpulse zur Veränderung und Lösung von Situationen ausgehen. Dieser Umstand mag dazu geführt haben, daß Identitätsbildung theoretisch häufig als ein Konfliktmodell dargestellt wird.
2. Auf die Methodenfrage kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden.
3. Der Begriff wird von Petzold nicht weiter präzisiert. Er gefiel mir jedoch, weil er verdeutlicht, daß neben ökonomischen Bedingungen auch die "natürliche" Umwelt (z.B. Region, Stadt-Land) eine große Rolle spielt.
4. Luise Pusch schreibt über den Feminismus: "Wenn die Feministinnen sich und alle Frauen aus dieser Herrschaft (gemeint ist die Männerherrschaft – A.d.V.) befreien wollen, bedeutet das nicht, daß sie damit automatisch den Spieß umdrehen. Es bedeutet "lediglich", daß wir die Herrschaft über uns selbst, Autonomie, Selbstbestimmung anstreben – also letztlich durchaus so etwas wie die allseits bereitwillig befürwortete Gleichberechtigung insofern, als *wir* Männern das Recht auf Selbstbestimmung niemals genommen haben. (Pusch 1983, S. 11)

Literatur

- Adorno, Theodor W.:** Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In: Sociologica. Frankfurter Beiträge zur Soziologie, Bd. 1, Frankfurt/Main 1955, S. 11 - 45.
- Chodorow, Nancy:** Das Erbe der Mütter, Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter (1978), München 1985.
- Döbert, Rainer/Habermas, Jürgen/ Nunner-Winkler, Gertrud (Hrsg.):** Entwicklung des Ichs. Köln 1977.
- Gilligan, Carol:** Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau. (1982) München/Zürich 1984.
- Goffman, Erving:** Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität (1967) Frankfurt 1975.
- Habermas, Jürgen:** Kapitel "Identität". In: Ders. Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus, Frankfurt 1976, S. 63 - 128.
- Habermas, Jürgen:** Thesen zur Theorie der Sozialisation. Stichworte und Literatur zur Vorlesung im SS 1968.
- Knapp, Gudrun Axeli:** Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen. In: Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld 1987, S. 236 - 273.
- Krappmann, Lothar:** Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart (1969) 1982.
- Mead, George Herbert:** Geist, Identität und Gesellschaft (1934) Frankfurt 1973.
- Petzold, Hilarion:** Vorüberlegungen und Konzepte zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie. In: Integrative Therapie. Zeitschrift f. Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik, 10. Jg., Heft 12/1984, S. 73- 115.
- Pusch, Luise (Hrsg.):** Feminismus, Inspektionen der Herrenkultur. Frankfurt/Main 1983.
- Reichwein, Roland:** Identität und postsekundäre Sozialisation in soziologischer Sicht. In: Sommerkom, Ingrid (Hrsg.): Identität und Hochschule. Probleme und Perspektiven studentischer Sozialisation. Blickpunkt Hochschuldidaktik, Bd. 64, Hamburg 1981, S. 107 - 133.
- Schweitzer, Friedrich:** Identität und Erziehung. Was kann der Identitätsbegriff für die Pädagogik leisten? Weinheim/Basel 1985.
- Stahr, Ingeborg:** Thesen zu theoretischen Ansätzen der Identitätsentwicklung von Frauen – und ihre Kritik. In: Schlüter, Anne/Stahr, Ingeborg (Hrsg.): Wohin geht die Frauenforschung. Erscheint im Herbst 1989 im Böhlau-Verlag.
- Strauss, Anselm:** Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität. Frankfurt/Main 1968.